



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen : 13. Die Rede des Prinzen
Ludwig

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen

13. Die Rede des Prinzen Ludwig



Das war eine wackere That, Prinz Ludwig, eine deutsche That, deren man in der Geschichte der Anfänge des neuen Reiches einst gar wohl gedenken wird! Zwar nur eine Rede, aber eine Rede, die einer That gleich wirkt durch die deutschen Lande hin und darüber hinaus. Eine That auch insofern, als es, soviel ich weiß, neu ist, daß ein so hochgestellter Fürst als Volksredner auftritt. Dem Prinzen selbst gerade ist es freilich nicht neu, denn er hat vor acht Jahren die deutschen Schützen zu ihrem Feste in München ebenso bewillkommt, wie jetzt die Turner. Ich habe aber gar keine Erinnerung, daß seine Rede damals ein ähnliches Aufsehen erregt hätte wie die vom Sonnabend. Ein Fürst als Volksredner, das Wort in seinem edelsten Sinne genommen. Er sprach zu den Tausenden deutscher Turner als zu deutschen Männern, in denen er Deutschland selbst vertreten vor sich sah, sprach zu ihnen von der höchsten Angelegenheit deutscher Männer, von dem Werden, Wesen und Gedeihen des neuen Reiches. Da ist der Begriff Volksredner aufs schönste erfüllt.

Nach einem lebendig gehaltenen Überblick, wie das alles so gekommen seit der Schmach der napoleonischen Zeit, fragt der fürstliche Redner: „Und nun frage ich Sie, meine Herren, die Sie aus dem Deutschen Reiche sind, was ist unsre Aufgabe? Diese Aufgabe ist: treu festzuhalten an Kaiser und Reich und einig zu bleiben.“ Das ist ja der Grundton, auf den sich nun glücklich alles deutsche Leben immer mehr stimmt. Aber noch mit Hindernissen, und gerade an dieser Stelle und aus diesem Munde hat die einfache, unterschiedene Erklärung mit der dazu gehörigen Ausführung eine besondere Bedeutung, denn sie sagt zugleich aus: Auch Baiern gehört nun mit aller Treue und Hingebung dem neuen Reiche an, ist nichts als ein williges Glied des neuen Ganzen, in dem der deutsche Geist seinen hohen Kulturaufgaben nachgehen wird. Es klang zugleich, selbst wenn es dem Redner nicht bewußt war, wie ein freies brüderliches Bekenntnis des bayerischen Geistes vor dem deutschen Geiste, das er diesem zu guter Stunde schuldig zu sein glaubte: „Da bin ich wieder ganz, wir gehören zusammen.“

Man weiß ja bei uns wie im Auslande, welchen eigentümlichen Schwierigkeiten die neuen Verhältnisse gerade in Baiern begegneten, obwohl eben von

da aus der Antrag gekommen ist, der einen deutschen Kaiser in der Person des Königs von Preußen einsetzte. Man weiß, wie das feindlich gefinnte Ausland damit rechnete, daß Baiern weniger aus sich heraus, als durch die Verhältnisse veranlaßt dem Reiche angehört. Auch der römische Standpunkt, der infolge geschichtlicher Entwicklung in Baiern so stark vertreten ist, der aber eigentlich nur sich selbst kennt und alle andern Standpunkte unter sich sieht, erschwerte das Durchbrechen des reinen deutschen Standpunktes. Bei Lebzeiten König Ludwigs II. wußte man es nicht anders, als daß mit der ihm folgenden Linie jener Standpunkt mehr oder weniger ausgesprochen auf den Thron kommen würde. Man erinnert sich noch der wohlthuenden Enttäuschung dieser Meinung, die das Auftreten des Prinzregenten Luitpold sehr bald bewirkte. Wie rasch gewann er sich das beste Zutrauen der Deutschen, und als er vollends zur Eröffnung des ersten Reichstages unter Kaiser Wilhelm II. an der Spitze der deutschen Fürsten selbst im Reichstag erschien, um dem jungen Kaiser gleichsam öffentlich seinen stützenden Arm zu leihen, da zuckte eine freundige Überzeugung durch die Lande: Ja, das junge Reich ist geborgen, und auch Baiern ist unser. Nun aber hat sein Sohn und Thronfolger, gewiß nicht wider den Willen seines königlichen Vaters, den deutschen Standpunkt Baierns mit einer Klarheit und Entschiedenheit ausgesprochen, die alle Zweifel für die Zukunft beseitigen. Man kann die Rede als sein künftiges Regierungsprogramm ansehen. Sie ist, alle Schwierigkeiten im Hintergrunde ermessen, eine tapfere, deutsche That.

Es hängt aber noch mehr Freude daran. Mich freut es zum Beispiel nicht wenig, daß durch die Gelegenheit das allgemeine deutsche Turnfest zu solchen politischen Ehren kommt. Es ist seit 1870 in der öffentlichen Meinung fast guter Ton geworden, die großen Turn-, Schützen- und Sängersfeste als etwas recht Überflüssiges anzusehen und selbst spöttisch zu behandeln, zu welchem Spott denn auch immer wohlfeiler Anlaß genug vorkommt. Ich habe diesen Standpunkt nie teilen können. Wer das große Turnfest von 1863 in Leipzig erlebt hat, dem leider keine entsprechende Darstellung zu teil geworden ist, der weiß, was solche Feste für das Ganze bedeuten können. Wie wichtig ist allein die gegenseitige Berührung der verschiedensten Stämme, nicht bloß vereinzelt und kühl, wie im Geschäftsleben, sondern mehr im ganzen und in gehobener Feststimmung. Und daß sie auch die besten Gelegenheiten sind und bleiben werden, wo auch hochpolitische Dinge sich geltend machen und wichtige Fragen sich klären können, wie in einer Art freiem Reichstag neben dem ernstlich amtlichen, das beweist das Münchner Turnfest mit der Rede des Prinzen Ludwig, für die sich eine andre Gelegenheit als die gegebne kaum denken läßt.

Wir regt es aber noch eine andre Betrachtung wieder an, der ich schon manchmal mit Freude nachgegangen bin, ich meine, wie in dem Begriffe Fürst sich eine glückliche Veränderung vollzieht. Solche leitende Begriffe, die die

festesten sein sollten, unterliegen nämlich fortwährenden Verschiebungen, in denen sich der Zeitgeist spiegelt. Ob eine Zeit in fallender oder steigender Bewegung, im Verfall oder im Aufblühen begriffen ist, zeigt sich an nichts so deutlich, als an dem Stande dieser leitenden Begriffe. Ein treffliches Beispiel giebt Volk. Wie hat der Begriff sich geändert seit etwa einhundertundfünfzig Jahren! Damals in einer Verkommenheit und Verachtung, die sich am schärfsten ausdrücken in dem französischen *canaille*, d. h. das gemeine Volk im Gegensatz zu Adel, Alerus und Gelehrtenwelt. Wie trostlos klingt aus der Zeit das Wort aus Hallers politischem Roman *Ufong*, das Goethe seinem Gottfried von Berlichingen als Motto vorsehete: „Das Unglück ist geschehen, das Herz des Volkes ist in den Not getreten und keiner edeln Begierde mehr fähig.“ Die Änderung des Begriffes ging von der Entdeckung des Volksliedes und seines einzigen Wertes aus und hat allmählich einen wahren Umschwung herbeigeführt, der auch in Politik und Wissenschaft nunmehr die maßgebenden Gesichtspunkte giebt.

Ähnlich hat der entsprechende Begriff Fürst seine innere Geschichte, bei der es auch an Umschwüngen nicht fehlt. Ich will nur an Machiavells Fürstenbegriff erinnern, um anzudeuten, aus welchem Verfall sich der Begriff herauszuarbeiten hatte. Dabei galten die Fürsten als Halbgötter oder als die Götter dieser Erde. Und wie diese Götter zum Teil ihre Gottheit genossen und in ihrer Welt als Gott wirtschafteten, in Deutschland zumal in der unvermeidlichen Nachahmung Frankreichs, d. h. des Hofes von Versailles, davon giebt die Einzelgeschichte wie die satirische Litteratur genügend Zeugnis. Der altgermanische Begriff Fürst, in ältester Form *füristo*, meint eigentlich den Vordersten, der überall voran ist, als Führer, er schloß zugleich den Begriff Held ein. Das ist denn auch in den langen Jahrhunderten zum Glück nie ganz vergessen worden, ja in großen und Heldennaturen bricht der alte, hohe Begriff oft von selbst wieder aus, besonders wie es scheint in bevorzugten Geschlechtern. Oder er wird vom aufstrebenden Zeitgeiste neu gefunden und als leuchtendes Ziel des wahren Fürstenruhmes hoch aufgesteckt. So gieng bei uns im achtzehnten Jahrhundert, wo unsre Dichter, Klopstock immer voran in allem Hohen, und die sogenannten Popularphilosophen treulich zusammen an der Erhöhung des Begriffs arbeiteten. Und es gab Fürsten genug, die den neuen, hohen Gedanken sich willig hingaben, vor allen Friedrich der Große, selbst eine rechte Heldennatur, nicht zu vergessen auch Kaiser Joseph II. u. a.

Nun, was ich meinte, ist: diesen verjüngten und in sich erneuten Fürstenbegriff, auf den so viel ankommt wie auf den verjüngten Volksbegriff, sehen wir auch in unserm Jahrhundert, in der Gegenwart wirken. In unserm jugendlichen Kaiser sehen wir ihn wie verkörpert, der darin der rechte Erbe des Geistes seiner Ahnen ist. Und auch des Prinzen Ludwig Rede erinnerte mich freudig daran. Da klang auch der rechte, neue, hohe Fürstengeist, der zugleich

die Dinge von reiner Höhe übersieht und zugleich ihrer Bewegung zum Ziele als Führer die Wege weist. Wohl dem Reiche, daß es solche Fürsten findet! —

*
*
*

Man erfährt nun, wie merkwürdig die Rede weiter wirkt auch bei Gegnern der darin vertretenen Sache. Die Ultramontanen im eignen Lande fechten sie bitter an. Natürlich! Es ist ja darin bloß von einem deutschen Standpunkte die Rede, und zwar mit heller, voller Begeisterung, von einem römischen aber so ganz und gar nicht, als gäbe es ihn gar nicht. Der Prinz hat sich gegen schmähliche Entstellungen in ultramontanen Blättern zu verwahren. Sein Vater aber, der Prinz-Regent Luitpold, hat sein volles Einverständnis mit dem Geiste der Rede erklären lassen. So ist denn das Ganze ein kleines, aber wertvolles Stück deutscher Geschichte in Baiern. Heil dem neu gewonnenen Baiern!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Was uns not thut. Wir haben nun eine Verfassung, die Deutschland einigt, wir haben eine Reihe von Festungen, die seine Grenzen schützen, wir haben eine einheitliche Armee und Flotte, die auf eines Mannes, unsers Kaisers, Ruf, wie ein Mann dassteht; was uns nun noch fehlt, ist Regelung und Einheit unsrer Diplomatie im Verkehr mit fremden Mächten.

Nach dieser Richtung bedürfen wir einer Vereinfachung, insofern als das Ausland der offiziellen Handhaben zu viele hat, seinen Einfluß an allen möglichen Stellen in Deutschland zu üben und möglicherweise hie und da falsches Spiel zu treiben. Man wird zugestehen, daß es kein zweites Land der Erde giebt, das gleichzeitig ein halbes Duzend offizielle politische Vertreter fremder Mächte, und zwar ein und derselben Macht, aufzuweisen hätte wie Deutschland.

Auch haben wir in verschiednen Fällen, hauptsächlich 1870 gesehen, wie einer unsrer eifrigsten Gegner auf dem Wege seiner politischen Agenten, Gesandten, Botschafter und wie sie heißen mochten, im Herzen Deutschlands sein politisches Lager aufschlug und einfach that, als wäre er zu Hause.

In gegebenen Fällen können sich ähnliche Unzuträglichkeiten unter dem Deckmantel der Vertretung des Auslandes an Höfen zweiten und dritten Ranges in Deutschland erneuern, Zwietracht zwischen unsern deutschen Bundesfürsten säen und neue Wirren herbeiführen. Wir möchten daher auf die Tagesordnung öffentlicher Besprechung die Erörterung der Frage stellen, ob es nicht not thue, dem Gesandtenwesen in Deutschland außerhalb der Vertretung der Mächte bei dem Kaiser und seinen Räten in der einen oder andern Weise Grenzen zu ziehen.